

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 43 (1927)

Heft: 26

Artikel: Die farbige Stadt

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-582010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Probleme der Baukunst in ähnlicher Weise, nämlich durch Entwicklung der Gegebenheiten (Situation, Programm, Baumaterial, bezw. Konstruktion) sachgemäß zu lösen.

Die neue Bewegung ist nicht bloße Formenmode. Sie unterscheidet sich von allen Versuchen, die seit 1900 zur Flucht aus der Konvention und der historischen Knechtschaft eingeseht haben, durch ihre wahrhaftigen, eindeutigen Grundlagen und ihr klares Ziel: Sie will weder ästhetischen noch konventionellen Leitsätzen folgen, sondern unvoreingenommen und mit Bescheidenheit an die Gegenwartsprobleme herantreten.

IV. Die neue Schule.

Vornehmste Aufgabe jeder Schule ist die Entwicklung des Menschen im allgemeinen und seiner schöpferischen Kräfte im besondern. Dazu ist notwendig: 1. daß sich die Baukschule von allen bisherigen Lehrmethoden historisch- oder formal-konventioneller Art zu befreien hat; 2. daß der Student in der eindringlichsten Weise einzuführen ist in die Gegenwartsprobleme; 3. daß er bekant zu machen ist mit den neuesten Mitteln zu ihrer Lösung.

Die Förderung 1 darf aber nicht mißverstanden werden. Der studierenden Jugend sollen die allerbesten architektonischen Erzeugnisse früherer Zeiten vorgestellt werden, aber nur in dem Sinne, daß Raum und Form einzig und allein als logisches Resultat von Programm, Konstruktionsmöglichkeiten und Zeiteinstellung — aber ja nicht als zu kopierendes Belspiel zu betrachten und zu studieren sind.

Für die gegenwärtige Baukunst hat also die historische Form an sich keine Bedeutung, wohl aber das Erfassen ihrer logischen Entwicklung aus den Bedürfnissen der Entstehungszeit.

Eine derartige Betrachtungsweise früherer Architekturwerke führt direkt zur richtigen Einstellung gegenüber den Problemen der Gegenwart. Es ist der studierenden Jugend klar zu machen, daß sie sich gerade so gut zur Gegenwart zu stellen hat, wie es die alten Meister ihrer Zeit gegenüber getan haben.

Die heutigen Aufgaben sind nicht mehr in die Zwangsjacke einer erlernten Aesthetik zu stecken, sondern sie sind aus sich selbst heraus frei zu entwickeln.

Die Lehrmethoden, die eingeschlagen werden müssen, sind darnach von Grund auf zu ändern. Die reproduktive Tätigkeit, die bis jetzt vor allem geübt wurde, muß verschwinden; an deren Stelle hat die Förderung der schöpferischen Kräfte zu treten.

Vorschläge:

1. An Stelle von Idealaufgaben ohne vollständiges Programm sind praktische aktuelle Probleme zu lösen.
2. Diese Lösungen sind nicht nur zeichnerisch formal, sondern für den praktischen Gebrauch unter Anwendung aller Hilfsmittel der modernen Technik herbeizuführen.
3. Den Studierenden ist Einsicht in die gegenwärtige Bautätigkeit und in die Bauindustrie zu geben, durch Besuch von Bauplätzen und Fabriken des In- und Auslandes.
4. Der Ausbau des Unterrichts für Wirtschaftslehre ist notwendig, weil die Wirtschaft mit als wesentlicher Faktor der Stilbildung auftritt.
5. Der seminaristische Unterricht tritt, wo es immer nur sein kann, an Stelle des Vortrages, weil er den Studierenden Gelegenheit zur lebendigen Mitarbeit gibt.
6. Jeder Studierende hat sich mit der Anmeldung zum Schlußdiplom über ein Jahr praktischer Tätigkeit auf Bauplatz oder Bureau auszuweisen.
7. Die Schule mit all ihren Zweigfächern soll durch ihre Organisation so beschaffen sein, daß sie eine Einheit bildet, d. h.: Jedes Zweigfach muß notwendigerweise

mit dem andern verklammert sein. Jede Zweideutigkeit in der baukünstlerischen Erziehung der Jugend muß beseitigt und ein Ziel ins Auge gefaßt werden.

8. Der Entwicklung der Hochschule für Architektur ist ein bewegliches Programm zugrunde zu legen, gleich wie das Fach, das gelehrt wird, als ein bewegliches, stets fortschreitendes Element erkannt ist.

V. Schlußfolgerungen.

Wie schon erwähnt, folgen die Baukschulen nur langsam den Anforderungen, den Fortschritten und Notwendigkeiten der gegenwärtigen Zeit. Ja, es herrscht vielerorts die Meinung, die Abteilung für Hochbau müßte nach andern Gesetzen eingerichtet sein wie die Abteilungen für Natur-, mathematische, mechanisch technische und andere Wissenschaften.

So erleben wir heute das seltsame Schauspiel, daß diese Abteilungen mit den neuesten Erkenntnissen und Maschinen arbeiten, den letzten Fortschritt freudvoll aufgreifen und das gegenwärtige Leben befruchten, während die Bauabteilungen der Hochschulen umgekehrt ängstlich vor den neuen Errungenschaften der Baukunst bewahrt werden sollen. Das wird und muß wohl anders werden: Für alle Abteilungen das gleiche Recht, für alle Abteilungen das gleiche Ziel: Fortschritt und Gegenwartsdienst.

Je rascher sich die Baukschulen den Anforderungen des Lebens anpassen, je energischer die Hand, die die hierzu notwendigen Änderungen und Einrichtungen zu treffen hat — desto stärker der kulturelle und wirtschaftliche Erfolg für Staat und Gesellschaft.

Die farbige Stadt.

Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich.

(Korrespondenz.)

Selt wenigen Jahren beginnt man auch in der Schweiz mit der farbigen Behandlung der Hausfassaden. Wir beobachteten dies zuerst im Thurgau, wo die alten Kieghäuser, zum Teil vom Verputz frei gelegt, einen satten, farbigfrohen Anstrich des Holzwerkes erhielten. Man sprach dort vom sogenannten „Helmschugstil“. Dieser Ausdruck hat insofern Berechtigung, als man tatsächlich früher das Holz durch einen Farbenanstrich schützte. Andere Gegenden und Gemeinden folgten. Wo das Holzwerk fehlte, wo also der Kieghbau nicht bekannt ist, verlegte man die Farbengebung in den Verputz und in die Fensterumfassungen. So erhielt z. B. auf das Kantonalturnfest in Rorschach an der obern Hauptstraße manches Haus ein farbiges Kleid. Einheitlichkeit ist weder versucht, noch angestrebt worden, und doch wirken die Häuser in der bunten Abwechslung recht gut. Voraussetzung ist dabei, daß die Farben einerseits dem Charakter des Hauses entsprechend, andererseits mit Beachtung der „Nachbarschaft“ gewählt werden. Auch in der Stadt St. Gallen bemerkten wir jüngst einige farbige Häuser. Wenn sie auch teilweise etwas „vorlaut“ heraussprechen und nicht den Belsfall der Allgemeinheit gefunden, so werden sie zweifelsohne, wenn Lust und Wetter die scharfen Farben gemildert haben und man sich etwas ans Neue gewöhnte, durchaus nicht mehr als störend, sondern im Gegenteil als angenehm belebend empfunden.

Wir waren daher etwas gespannt auf die Zürcher Ausstellung und hofften viel Neues und Vorbildliches zu sehen, namentlich weil auch aus Deutschland manches eingetroffen war.

Über den Zweck und den Umfang der Ausstellung gab am besten die Begleitung Aufschluß:

„Eine Ausstellung, die von den heutigen Versuchen zur Bereicherung des Stadtbildes durch die Farbe Zeugnis ablegt, dürfte gerade in Zürich willkommen sein; ist doch unsere Stadt mit unter denen, die beherzt zum Mittel der farbigen Behandlung ihrer Bauten gegriffen haben, um das Gesicht ihrer alten Viertel zu erhellen und zu verjüngen, andererseits dem neuen von vorneherein ein frohmütiges Gepräge zu sichern. Die zürcherischen Behörden leisten diesen Bestrebungen in großzügiger Weise Vorschub und verhindern gleichzeitig, indem sie für die planmäßig durchzuführende farbige Gestaltung der Straßen unter Mitwirkung von einheimischen Künstlern die Ideen ausarbeiten, einen sinnlosen Bemalungsunfug. So bekommen nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Straßenzüge und Plätze allmählich ihr heterobuntes Gewand. Vielsach ist dem farbigen Anstrich noch Freskotechnik beigegeben. Die Kunst hat damit wieder einen Weg in die Öffentlichkeit und zum Volke gefunden, und manchem Künstler bietet sich hier eine praktische Aufgabe und lohnende Arbeit. Daß dabei den technischen Fragen, d. h. der Sorge für taugliche Farben und Bindemittel größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, braucht kaum betont zu werden. Auf die Haltbarkeit und Wetterbeständigkeit kommt es bei der Hauswand schließlich an.“

Die Ausstellung wurde erstmals für Winterthur veranstaltet und im dortigen Gemerbeuseum im Herbst 1926 gezeigt. Unser Museum hat sie von dort übernommen und sie dabei beträchtlich erweitert, so unter anderem durch Hinzufügung einer technischen Abteilung, die Proben von empfehlenswerten Anstrichfarben vorführt. Im übrigen besteht sie in Lumierebildern, Modellen, farbigen Skizzen und anderen Darstellungen. Sie umfaßt neben den Zürcher Beispielen, die annähernd vollständig vorhanden sind, solche aus andern Schweizerstädten und aus dem Ausland. Das reichhaltige deutsche Material wurde der Schau vom noch jungen „Bund zur Förderung der Farbe im Stadtbild“ zur Verfügung gestellt; anderes haben Bauämter des In- und Auslandes, sowie öffentliche Sammlungen und private Eigentümer zu unsern Gunsten leihweise überlassen.

Die Behandlung unserer Fassaden kann grundsätzlich verschieden aufgefaßt werden. Die farbige kann tektonisch erstellt sein, d. h. als Fortsetzung der Architektur, als eine Weiterentwicklung der architektonischen Gliederung mit malerischen Mitteln. Statt weitem feinhauerischen Arbeiten oder andere architektonische Ausschmückungen, werden Rahmungen, aufs reichste kombiniert mit Figuren, Cartouchen, Bildern, Spruchbändern, hingemalt und setzen plastischen Schmuck mit illusionistischen Malerei. Im Gegensatz dazu gibt es die rein graphisch aufgefaßte Behandlung. Die versucht weder die Architektur durch eine Zeichnung fortzusetzen, oder weiter zu gliedern oder zu schmücken, sondern sie legt sich einfach über die Fläche oder um den Kubus rein als Farbe und tritt an Stelle des Grau oder Gräulich, das der Stein oder der Verputz im Grunde genommen als eine „Nicht-Farbe“ zufällig besitzt. Wenn auf eine farbige Fassade zum Schmuck eine Komposition gemalt wird, wenn also eine halbe Fassade nur als Grundfläche für ein gemaltes Bild benutzt wird, hat man die Wand, die Fassade nur als passenden Träger der Malerei zu betrachten. Ihre Farbenbedingungen, welche sie ihrer Komposition stellen, z. B. durch notwendige Ausparungen, welche Fenster und Türen verursachen, geben höchstens Anlaß und Anregung für die kompositionelle Beschaffenheit der Bemalung und spielt grundsätzlich eine ganz andere Rolle als bei der ersten Art der farbigen Häuserbehandlung, bei der die Struktur einer Fassade das ausschlaggebende ist.“

Bei beiden Arten der farbigen Behandlung der Häuser haben wir historische große Beispiele.

Was war in der Ausstellung zu sehen? Aus Winterthur ein Entwurf von Willi Dünner für die Bemalung einer ganzen Häuserreihe; aus Schaffhausen ein Bemalungsentwurf von August Schmied; aus Basel vier Modelle aus dem Wettbewerb zu Vorschlägen für die farbige Behandlung der Häuser am Andreasplatz; aus Zürich eine Reihe von Entwürfen und eine Folge von Lumierebildern von teils in Aussicht genommenen, teils schon ausgeführten farbigen Behandlungen der Hausfassaden; aus dem Bündnerland einzelne Zeichnungen und Gemälde von Sgraffitoschmuck an Häusern in Guarda, Ardez, Chuskel. Aus Deutschland bemerkten wir Zeichnungen über farbige Häuser und Häuserreihen, ja ganze Siedelungen: Frankfurt a. M., Hamburg (Wettbewerb), Altona, Danzig, Kiel, Oberschlesien (neue Bergmanns- und Flüchtlingsiedlungen), Wiesmar (Marktplatz; Wettbewerb), Gera (Rathaus), Osnabrück, Augsburg, Nürnberg (Rathaus), Leutkirch im Allgäu, Rottweil a. Neckar, Meersburg a. Bodensee. In der Vorhalle waren in den letzten Tagen der Ausstellung noch ausgestellt die 4 preisgekrönten Entwürfe eines Wettbewerbes für die Bemalung der Häuser Münstergasse Nr. 22/24 in Zürich, veranstaltet von der Künstlervereinigung Zürich. Es erhielten Preise:

1. Jakob Gubler (zur Ausführung bestimmt).
2. Heinrich Appenzeller.
3. Robert Amrein.

Die „technische Abteilung“ zeigte die Mittel zur farbigen Gestaltung von Mauer- und Holzwerk, Proben verschiedener Anstrichfarben, Edelputz, Schmuckverfahren, wie Fresko und Sgraffito. Auch in der Begleitung von Herrn Direktor Altherr wird hingewiesen auf die umfassenden Bemühungen und Versuche von Reim zur Herstellung einer dauerhaften, lichtbeständigen Farbe. Die in den letzten Jahren stark zunehmende Vorliebe für farbige Fassaden hat naturgemäß im Gefolge, daß man sich eingehend auch mit den Techniken befaßt. Man hat leider die Erfahrung machen müssen, daß hinsichtlich Dauerhaftigkeit und Lichtechtheit viele der angewandten Verfahren schon nach kurzer Zeit viel zu wünschen übrig lassen. Von grundlegender Bedeutung und sozusagen erste Bedingung für einen dauerhaften Farbenanstrich ist, daß das darunterliegende Mauerwerk nicht seiner Atmung und Gesundheit durch ein seine Poren verschließendes Material beraubt werde. An dieser Klippe scheitern alle Öl-, Wachs- und Emulsionsanstriche. Der Kalkfarbanstrich, der sich im Altertum in südlichen Gegenden sehr gut bewährt hat, in unserm Klima aber durch ungünstige Atmosphären in kurzer Zeit stark angegriffen wird und einer baldigen Erneuerung bedarf, kommt für farbenkräftige Töne wegen der zu schwach werdenden Bindung ohnehin nicht in Frage.

Diesen Anforderungen entsprechen die seit 1880 bekannten Reim'schen Mineralfarben wohl am besten. In verschiedenen Städten und Ortschaften der Schweiz haben diese Farben die farbige Gestaltung entscheidend beeinflusst.

Was lehrte die Ausstellung in Zürich? Daß wir hinter dem Ausland nicht zurückstehen. Die zahlreichen Entwürfe, die der „Bund zur Förderung der Farbe im Stadtbild“ zeigte, haben uns im allgemeinen nicht besonders gefesselt. Mit einer bunten Farbigkeit der einzelnen Hausfassaden (Mauergrund, Fenstergewände und Fensterläden je in einer andern grellen Farbe), die unter sich dann wieder möglichst grell absteichen, ahmt man etwas die bunte Spielzeugschachtel nach. Lehrreich war namentlich der Vergleich mit dem vornehm und ruhig wirkenden Entwurf von Jakob Gubler für die Bemalung der Häuser Münstergasse 22/24. Auch die Basler Modellentwürfe für den Andreasplatz konnten uns nicht begeh-

stern; wir empfanden sie einesteils als zu buntschickig, andernteils als zu grell oder zu düster. Die Entwürfe von Aug. Giacometti reichen nach unserm Empfinden kaum an das heran, was andere Zürcher Künstler schon ausgeführt und vorgeschlagen haben. Wenn auch in der Ausstellung manches zu sehen war, das uns nicht als nachahmenswertes Vorbild dienen kann, so war diese Veranstaltung doch sehr verdienstlich. Sie hat namentlich gezeigt, daß wir in der Schweiz andere Wege eingeschlagen haben und schon zu recht guten Ergebnissen gelangt sind.

So war es uns ein wahrer Genuß, im Anschluß an die Ausstellung in Zürich die Häuser aufzusuchen, die in den Lumierebildern zum größten Teil gezeigt wurden. Der Zahl der ausgeführten Arbeiten nach steht wohl Wilhelm Hartung an der Spitze. Wir erwähnen: Die alte Häusergruppe am untern Mühlesteig, wo mit der vornehmen Fönung auch die Aufschriften und Reklamen mit einbezogen wurden; das Eckhaus an der Strehlgasse, mit der Gruppe bewaffneter Zürcherinnen; der „Franziskaner“ und der „Bähringer“; endlich die Apotheke zum Hammerstein am Rennweg mit den prächtigen und farbenfrohen wirkenden figürlichen und allegorischen Malereien auf der einfarbigen Fassadebemalung. Von Karl Hügin stammt die Bemalung des Widder, von Paul Bodmer das Junfthaus zur Schmieden. Eine wahre Augenweide bildet die Augustinergasse.

Stadtbaumeister Herter hat die Ausstellung mit übersichtlichen Projektstudien beschriftet, die Richtlinien für die planmäßige Durchführung der Flächenbemalungen in großem Stil zeigen. In den Begleitungen sagt hierüber der Verfasser: „Diese Richtlinien sind im städtebaulichen Aufbau unserer Altstadt im Zusammenhang mit dem Wasserlauf der Limmat begründet. In der farbigen Bemalung der Altstadt müssen diejenigen Stellen hervorgehoben werden, die nach ihrer Lage und Einfügung in das Stadtbild eine Betonung notwendig machen. Diese Überlegungen ergeben, daß das Haus zum Rüden als farbiges Zentrum anzusehen ist, wobei nach dem Rathaus wie nach dem Helmhaus zu die Farbigkeit abzunehmen hätte. Im weiteren ist grundsätzlich danach zu trachten, die Farbigkeit nur in geschlossenen Plätzen und Platznischen (Sonnenquai) auftreten zu lassen. Ob neben diesem systematischen Vorgehen noch einzelne Objekte zur Bemalung kommen, ist für das Ganze belanglos.“

Die städtische Behörde will jedoch nicht stehen bleiben bei der Aufstellung der künstlerischen Grundlagen, mit denen die Durchführung der Bemalung der Stadt kaum

gesichert wäre. Durch das Mitwirken bei der Durchführung der Bemalung durch kostenlose Beratung bei der Festlegung der Farbgebung und der Renovation der Häuser überhaupt hofft man der Lösung des Problems näher zu kommen. Da, wo es sich um dekorative Arbeiten handelt, werden überdies noch Barzuschüsse bis zu etwa 500 Fr. in Aussicht gestellt. Dieser Zuschuß an die Hausbesitzer gibt der Behörde die notwendige Handhabe, die gestellte Aufgabe unter Zuziehung tüchtiger Maler fast reiflos zu lösen.“

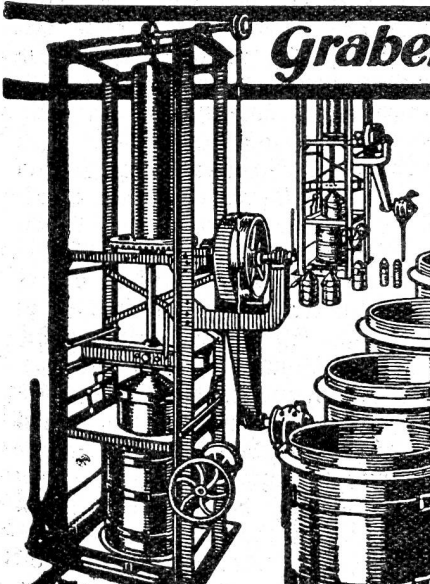
Die oben erwähnten Entwürfe von Augusto Giacometti beziehen sich auf die Pläne von Stadtbaumeister Herter. Sie behandeln die farbige Bemalung des Rathausquais, der Schiffslände, des Münsterhofes und der Stäfflihofstatt. Man darf einigermaßen gespannt sein, wie sich die bekannte Farbenfreudigkeit Aug. Giacomettis bei diesen Fassaden auswirkt.

Ueber Gips.

(Korrespondenz.)

Gips, seiner chemischen Zusammensetzung nach schwefelsaurer Kalk Ca SO_4 , findet sich in der Natur in der Form von Gipsstein in großen Mengen. Streng genommen ist die Bezeichnung schwefelsaurer Kalk vom chemischen Standpunkt veraltet, denn der moderne Ausdruck lautet schwefelsaures Calcium oder kurz Calciumsulfat. In Handel und Industrie hat sich aber trotzdem die Bezeichnung schwefelsaurer Kalk unentwegt erhalten. Das eigentliche Rohmaterial für die Gipsindustrie bildet der Gipsstein, auch Dihydrat oder Doppelhydrat genannt, zusammengesetzt aus 79,07 i. H. schwefelsaurem Kalk Ca SO_4 und 20,93 i. H. chemisch gebundenem Wasser H_2O . Das Doppelhydrat ist der Hauptbestandteil des Gipssteines, der oft als Maaßter und besonders als Marienglas reines Doppelhydrat darstellt. Der Gips besitzt nur eine geringe Härte; sie ist gleich 1,5 bis 2 der Mohs'schen Härte skala. Er läßt sich mit dem Messer schneiden. Das spez. Gewicht des Gipssteines beträgt bei 25 Grad Celsius, 2,32.

Der Gipsstein bildet geologisch bedeutende Lagerstätten am Südrande des Harzes und in Württemberg, ferner bei Paris und in Siebenbürgen. In der Regel tritt der Gipsstein in Begleitung von Anhydrit auf, der gleichfalls feste Gesteinsmassen bildet. Der Anhydrit erscheint selbständig oder auch zusammen mit Gipsstein in



Graber's patentierte Spezialmaschinen

und Modelle
zur Fabrikation tadelloser
Zementwaren.

Anerkannt einfach
aber praktisch
zur rationellen Fabrikation
unentbehrlich.

J. Graber & Co.
Maschinenfabrik
Winterthur-Vellheim